

**Bernadette Fülcher**

# **Der Wartesaal**

**Literarisches Porträt**

Die Idee für dieses Buch entstand 2018 im Rahmen des Kooperationsprojekts *Labor* des Aargauer Literaturhauses und der Universität Zürich. Die Recherchen zu den Wandbildern von Philippe Robert im Wartesaal des Bahnhofs Biel/Bienne erfolgten hauptsächlich im Archiv des NMB Neues Museum Biel.

Die Autorin dankt Sandro Zanetti, Leiter der Abteilung »Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft« der Universität Zürich, für die motivierende Unterstützung des Projekts seit Anbeginn.

Ein besonderer Dank geht an Bernadette Walter, Direktorin des NMB Neues Museum Biel, für ihre wertvollen Hinweise während des Recherchierens und für die Möglichkeit, ausgehend vom Thema des Buchs – und zum 100-jährigen Jubiläum von Bahnhof und Wartesaal – eine Ausstellung zu kuratieren. Die Schau *Garten Eden und Zukunftsstadt. Philippe Robert, Ernst Kuhn und der Bahnhof Biel von 1923* findet vom 9. 9. 2023 – 25. 2. 2024 statt.

Der Verlag dankt folgenden Institutionen für finanzielle Unterstützung:

Bernische Denkmalpflege-Stiftung  
SBB AG, Fachstelle Denkmalpflege  
Stiftung Sammlung Robert

© 2023 Éditions Parallèles, Biel/Bienne  
Alle Rechte vorbehalten

Éditions Parallèles  
CH-2502 Biel/Bienne, Schweiz  
www.editions-paralleles.ch  
info@editions-paralleles.ch

Umschlagfoto (veränderter Ausschnitt):  
Alain D. Boillat / © SBB Historic (Archiv)

Gestaltung und Satz: Éditions Parallèles, Biel/Bienne  
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg  
Printed in Germany

Deutsche Erstausgabe  
Erste Auflage 2023  
ISBN 978-3-9525011-3-9

# Der Wartesaal

## Literarisches Porträt

*Von Zeit zu Zeit eine Straße beobachten, vielleicht mit etwas systematischer Aufmerksamkeit. Sich dieser Beschäftigung hingeben. Sich Zeit lassen. Den Ort aufschreiben [...], die Zeit [...], das Datum [...]. Aufschreiben, was man sieht. Was sich an Erwähnenswertem ereignet. Vermag man zu sehen, was erwähnenswert ist? [...] Wir vermögen nichts zu sehen. Man muß behutsamer vorgehen, fast naïv. Sich zwingen, das zu schreiben, was ohne Bedeutung ist, was das Selbstverständlichste, das Allgemeinste, das Glanzloseste ist. [...] Sich zwingen, das Thema erschöpfend zu behandeln, selbst wenn es grotesk, belanglos oder zu dumm zu sein scheint. Man hat noch nichts betrachtet, man hat nur das bemerkt, was man seit langem schon bemerkt hatte. [...] Im Grunde ereignet sich nichts. [...] Zeit vergeht. [...] Warten. [...] (ohne es zu wollen, fällt einem nur das Ungewöhnliche, das Besondere, das hundsgemein Außerordentliche auf: genau das Gegenteil müßte man tun).*

Georges Perec, *Träume von Räumen*, 1990 (frz. 1974)

## I. Kapitel

**06:03** Bin ich zu spät? Gestern noch hat mir ein Angestellter des »Clean-Teams« versichert, der Saal öffne täglich um sechs. Doch jetzt, da ich drei Minuten nach sechs in der Früh seine Glastür aufstoße, eröffnet sich mir eine Szene, die schon seit Ewigkeiten zu existieren scheint: Wie zu Beginn einer Theateraufführung, wenn der Vorhang aufgeht und langsam das Licht heller wird, lassen sich in dem düsteren Raum ein paar Gestalten erkennen. Keine von ihnen bewegt sich, keine spricht.

Direkt beim Eingang des annähernd quadratischen Raums steht ein Reisender neben einem Koffer. Eine kleinere Tasche hat er vor sich auf einen Hocker gestellt. Links an der Wand sitzen auf einer langen Holzbank zwei junge Leute und starren auf ihr Handy. Auf zwei weiteren Bänken – die eine rechts von der Tür, die andere direkt gegenüber – liegt je ein schlafender Mann. Einer von ihnen schnarcht.

Diese überraschende Szene spielt im alten Wartesaal des Bahnhofs von Biel. Die beschauliche Stadt am Jurasüdfuß hatte sich vor knapp zweihundert Jahren der Zeit verschrieben, und seither prägt die Produktion von Uhren ihr Bild.

Bunte Schriftzüge berühmter Marken leuchten nachts von den Dächern: das grün-gelbe Logo von »Rolex« zum Beispiel oder das rote von »Omega«.

Mitten im Zentrum stehen entlang den Straßen, die an diesem frühen Morgen noch leer sind, alte Häuser mit dicht aneinandergereihten Fenstern. Dort, unter dem Giebeldach, hatten einst Angestellte von Ateliers und Manufakturen, aber auch Heimarbeiterinnen bei sich zuhause Miniaturwerke im Minutentakt fabriziert.

Im zwanzigsten Jahrhundert kamen dann in den Außenquartieren Fabriken mit riesigen Fenstern dazu. Die jüngsten Werkhallen allerdings erkennt man an den Glasfassaden, deren brillantes Erscheinungsbild jenem der dahinter gefertigten Luxusuhren entspricht.

Doch Biel, diese Hauptstadt der Uhren, nennt sich zugleich auch »Zukunftsstadt«. Mit wechselnder Absicht hatte sie seit dem neunzehnten Jahrhundert den Anspruch erhoben, schneller vorwärtszuschreiten als andere. Ab und an war es ihr dabei gelungen, einen visionären Zeitsprung zu vollziehen – etwa, indem sie sich mit modernen Bauten ein fortschrittliches Antlitz verlieh.

Trotzdem fällt heute beim Gang durch das Städtchen der Blick auf Wanduhren, welche falsch gehen, welche stillstehen oder deren Zeiger gänzlich abhandengekommen sind. Ausgerechnet in der Stadt der Uhren, aber auch jener der Zukunft, scheint es die Zeit nicht so eilig zu haben wie anderswo.

Im Wartesaal ist es drei Minuten nach sechs Uhr in der Früh und die Tür fällt hinter mir zu. Leise gehe ich an dem

Reisenden mit dem Koffer und den zwei Jungs mit dem Handy vorbei. Nach wenigen Schritten bin ich am anderen Ende des Raums ankommen. Wo Sitzflächen und Rückenlehnen zweier Bänke nahtlos ineinander übergehen, nehme ich Platz in der Ecke und lehne mich bequem in der Nische zurück.

Der Tag kann beginnen. Direkt vor mir liegt der schnarchende Mann und streckt mir die weißen Sohlen seiner Turnschuhe entgegen. Neben ihm auf dem Boden steht eine Einkaufstasche mit der Aufschrift »ALDI«. Alles ist still.

**06:10** Um zehn nach sechs verlassen der Reisende mit dem Koffer und die beiden Jungen den Saal. Auch einer der schlafenden Männer ist inzwischen erwacht, setzt sich auf und geht fort. Möglicherweise fährt demnächst ein Zug.

Von meinem Sitzplatz aus beobachte ich, wie ab und zu jemand in den Saal tritt, sich hinsetzt und später den Raum wieder verlässt. Die meisten sind allein unterwegs. Oftmals sind es junge Männer, deren verschlafener Blick auf einem Smartphone-Bildschirm haften bleibt. Einige haben zudem Kopfhörer in die Ohren gesteckt.

Gelegentlich ist ein Niesen zu hören, ein Husten: Der Herbst ist eingekehrt. Ansonsten aber bleibt es weiterhin still an diesem frühen Morgen im Wartesaal. Kaum einer spricht. Ein junger Mann, der gerade eintritt – mit verkehrt herum aufgesetzter Baseballkappe –, lässt sich für fünf Minuten auf einer Bank nieder, steht wieder auf, greift nach seinem Rucksack und geht raus.

**06:20** Zwanzig nach sechs. Trotz der zunehmenden Auftritte und Abgänge wirkt die Stimmung im Saal ruhig und feierlich. Das mag zunächst an dem fahlen Licht liegen: Eine einzige, weit oben montierte Pendelleuchte erhellt den hohen Raum, während es draußen noch dunkel ist. Auch die massiv und schwer wirkenden Holzbänke mit der getäfelten Rückenlehne – zugleich Wandverkleidung – verleihen dem Raum etwas Festliches.

Vor allem aber sind es die großen Wandbilder über den Bänken, deren erhabene Wirkung den Saal erfüllt.

*Wie bei einem Dreihundertsechzig-Grad-Panorama zieht sich in kräftigen Farben eine Landschaft über vier Szenen hinweg. Unter dem hellblauen Himmel liegt eine saftgrüne Wiese mit bunten Blümchen, die zuerst übergeht in sandbraune Erde und dann in einen Felsen, der steil abfällt ins Meer.*

Trotz des verbindenden Hintergrunds stehen die gemalten Szenen auch für sich selbst: Jedes der vier Bilder wird von einer mosaikähnlichen Bordüre gerahmt, trägt einen eigenen Titel und widmet sich einem Thema, das jeweils zum Warten, zum Wartesaal passt.

*Und überall in der Landschaft stehen Figuren. Allegorien in bunten Gewändern mit grazilen Gesten, mehrheitlich weiblich, stets voller Anmut, sanft lächelnd, obschon ihr Antlitz bisweilen versteinert wirkt. Aufgehobene Zeit ohne Bewegung, etwa beim Studentanz: Vierundzwanzig nur scheinbar hüpfende Mädchen gehen auf Zehenspitzen im Kreis. Leicht tänzelnd etwa die Morgenstunde um sechs Uhr früh, mit weit ausgebreiteten Armen und in fröhlicher Erwartung dessen,*

*was der Tag bringen wird. Vier monumentale Szenen im Zeichen des Lebens, im Zeichen der Zeit.*

**06:25** Plötzlich ertönt, scheinbar von weither, gedämpfte Musik. *Entstammen die wundersamen Klänge womöglich der Flöte der neunzehnten Stunde im Studentanz?*

Eine Frauenstimme setzt ein und wird lauter, breitet sich aus. Bald schon ist der Saal erfüllt vom Gesang eines Gospelchors und Trompetenklänge hallen nach.

Auf einer der Bänke dreht ein Mann mit Militärmütze den Ton seines Handys noch etwas lauter. Feierlichkeit beherrscht nun den Raum, als handle es sich um eine Kirche, durchdrungen von sakral klingendem afrikanischem Jazz.

Der Mann lehnt sich zurück und lässt den Blick in die Ferne schweifen, *ähnlich der Frau, die uns allen den Rücken zuwendet und der Ewigkeit entgegenblickt*. Ein Bild in violett-blauen Tönen, das im schummrigen Licht erstrahlt.

Später kehrt erneut Stille ein. Weder die Rapmusik aus dem Handy des Mannes vermag die Ruhe zu stören noch der Schlagzeugtakt aus einer anderen Ecke des Raums. Hastig drückt dort ein Gast auf sein Smartphone, das unerwünscht laute Musik von sich gibt.

**06:35** Eine halbe Stunde lang sitze ich inzwischen im Wartesaal des Bahnhofs Biel und verfolge, was passiert. Sobald jemand in den Raum tritt, mache ich eine Notiz in das mitgebrachte Schreibheft.

Zum Beispiel interessiert mich die Kleidung der Leute. An diesem regnerischen Oktobertag fällt sie überaus sportlich aus: Die meisten Gäste tragen Freizeitjacken, Bluejeans und Turnschuhe in Weiß oder Rot. Viele haben auch

Sporttaschen dabei, Rucksäcke in verschiedenen Farben, gelegentlich einen Reisekoffer. Hell- und dunkelhäutige Jungs tragen Kapuzenjacken oder Baseballkappen, die mal richtig, mal verkehrt herum aufgesetzt sind. Das Haar der Mädchen und jungen Frauen ist lang und meist blond, braun oder schwarz.

Eine Frau mit dunkelroten Sneakers hat die Kapuze ihrer Jacke über den Kopf gezogen. An ihrer Handtasche befestigt, glitzert billiger Schmuck.

Auch die Gesten der Wartenden beobachte ich. Immer mal wieder sieht einer auf sein Handy, auf seine Armbanduhr. Bevor ein Mann den Saal in Richtung Gleise verlässt, wirft er einen letzten Blick auf die runde Uhr an der Wand. Bestimmt wollte er sichergehen, dass er den Zug nicht verpasst.

Kaum jemand aber nimmt sich Zeit, an diesem Morgen etwas länger hier zu verweilen. Die meisten bleiben ein paar Minuten. Zwei setzen sich gar nur für drei, vier Sekunden auf eine Bank. Eine Frau öffnet die Glastür, durchschreitet schnellen Schrittes den Saal und geht, ohne zu zögern, wieder durch die zweite Tür hinaus.

Exakt drei Minuten wartet ein Zeitung lesender Mann, der seine Sitzposition zwischendurch ändert. Eine Frau winkelt die Beine an, um ihre Füße auf der Sitzkante der Bank abzustützen. Bequem lehnen sich andere gegen die hohe Rückwand.

**06:45** Um Viertel vor sieben endlich scheint die Stadt zu erwachen. Von meinem Platz aus sehe ich hinter den beiden Glastüren mehr und mehr Leute im Bahnhofsdurchgang. Die einen kommen von den Gleisen und bewegen sich in

Richtung Stadtzentrum, die anderen verlassen die Bahnhofshalle und wählen den Weg zu einem Zug.

Beide Ströme werden kurz vor sieben zunehmend dichter, die Bewegungen der Passanten schneller und schneller. Ab und zu drängelt einer an allen andern vorbei.

Abseits dieses hektischen Treibens, das ich von meinem Sitzplatz aus gut beobachten kann, ist es im Wartesaal weiterhin ruhig. Der Raum wirkt von der Außenwelt komplett entkoppelt – von allen äußeren Einflüssen, dem Alltag geschützt. »Dinnen« und »draußen« erscheinen als zwei unterschiedliche Welten, über Glastüren miteinander verbunden, zugleich voneinander getrennt. Die Zeit im Bahnhofswartesaal folgt dabei ihrem eigenen Takt. Wie beim »Studentanz«, dem ersten Wandbild, *wechseln die Stunden gemächlich ihr Kleid*.

**07:00** *Angesichts des anbrechenden Tages wirft am Morgen die Sieben im braunorange-farbenen Kleidchen freudig die Arme in die Luft. Ein rubinroter Blumenkranz schmückt ihr Haupt.*

Der vor mir liegende, ab und zu schnarchende Mann ist erwacht. Er setzt sich auf und streckt sich, kratzt sich im dunklen, leicht ergrauten Haar. An seiner Hand glänzt ein Ehering. Der Mann greift nach der auf dem Boden stehenden »ALDI«-Tasche und verlässt – etwas schlaftrunken? Tatsächlich leicht torkelnd? – den Saal.

Inzwischen ist es kurz nach sieben. Der Wartesaal füllt sich allmählich mit Leben. Viele der Gäste, die ihn nun betreten, haben ein Frühstück dabei. Ein junger Mann mit blassem Gesicht beißt in einen Apfel, gemütlich isst ein anderer

sein Brötchen in einer knisternden Tüte aus dünnem Papier. Griffbereit stehen Kaffeebecher, Wasser- und Eisteeflaschen neben den Wartenden auf der Holzbank. Direkt neben mir liegen die Krümel eines Buttercroissants.

**07:20** Ein hochgewachsener Schwarzer in einer knall-orangen Arbeitsjacke des Bahnhof-»Clean-Teams« beginnt mit der Reinigung der Türen des Wartesaals. Er trägt eine Wollmütze mit aufgesteckter Sonnenbrille und einen blauen Plastikhandschuh. Mit einer Flasche Putzmittel in der Hand widmet er sich erst der einflügeligen Stahltür, die zum Hauptgang hinausführt, und danach der doppelflügeligen Holztür in Richtung Quergang.

Sämtliche Oberflächen des Saals wirken sauber, glatt und robust: das alte, dunkel lackierte Holz von Sitzbank, Wandverkleidung, Tür- und Fensterrahmen etwa, aber auch das polierte Metall der modernen Möbel in der Mitte des Raums.

Direkt unter der Pendelleuchte mit ihrem doppelten Licht, wovon eins nach oben und eins nach unten zeigt, steht ein runder Stahltisch mit einer dritten Lichtquelle, die konzentrische Kreise auf die Tischplatte wirft.

Ein Mann um die vierzig betritt den Saal. Er geht auf den runden Tisch zu, legt einen Stapel Papiere zum Ordnen auf die metallene Platte, nimmt einen der sechs am Tisch stehenden Hocker, setzt sich hin und beginnt, in sein Handy zu tippen. Vor dem Rausgehen ordnet er seine Unterlagen erneut. Ein älterer Herr hält kurz bei einem der Hocker und bindet sich einen Schnürsenkel.

**07:30** Es ist sieben Uhr dreißig. Ich habe Hunger und möchte mir ein wenig die Beine vertreten. Auch ich verlasse den Saal und begeben mich in die Bahnhofshalle – in den breiten Gang zwischen Gleisen und Stadt.

Geschäftige Leute eilen mir dort entgegen. Manche sind elegant gekleidet, tragen einen Aktenkoffer oder eine Laptoptasche. Andere wiederum halten einen Schirm in der Hand. Die ganze Szenerie wirkt vertraut. Sie erinnert mich an einen Werktag, wie viele ihn kennen. An den betriebssamen Arbeitsalltag all jener, die beispielsweise mit dem Zug in die Hauptstadt pendeln oder aus einer beliebigen Stadt des Landes nach Biel gereist sind. Eine Welt, die anders anmutet als jene im Wartesaal.

**07:45** Nach einer viertelstündigen Pause bin ich zurück. Als die Wartesaaltür hinter mir zufällt, erscheint das Leben im Bahnhof schon Meilen entfernt. Die schnellen Schritte der Menschen dort draußen wirken gedämpft und ihre Stimmen verhallen im Nichts.

Auch die elektronische Lautsprecherdurchsage ist kaum zu verstehen. Handelt es sich um die Ankündigung einer Ankunft, um die Information einer Verspätung oder um Hinweise zu den Anschlussverbindungen für die neu angekommenen Gäste eines Intercitys?

Irgendwo im Hintergrund ist das Quietschen eines bremsenden Zuges zu hören, etwas näher das Rattern eines Warentransporters im Bahnhofsdurchgang.

**08:00** Die Zeit schreitet voran. *Mit entschlossenem Gesichtsausdruck setzt die achte Stunde an zu einem Schritt, der sie im Reigen weit vorwärtsbringt.* Draußen im Gang



sind nun deutlich weniger Menschen zu sehen als eine Stunde zuvor.

**08:05** Ein junger Mann betritt den Saal und nickt mir grüßend zu. Er trägt glattes schwarzes Haar, einen kurzen Bart und eine getönte Sonnenbrille. Seine Baseballmütze hat er richtig herum aufgesetzt. Leise erklingt aus seinem Handy Musik. Er ist der erste Gast, der mich grüßt und den ich meinerseits grüße.

*Morgen- und Nachmittagsstunden zeigen nackte Arme und Beine, kurze ärmellose Sommerkleider aus dünnem Stoff schmiegen sich dem Körper an. Die Schulter der achten Stunde im türkisgrünen Kleidchen ist neckisch entblößt, während ein Kopftuch das Haar verdeckt. Zu Füßen der jungen Frau liegt eine Rose, zugeworfen von einem Verehrer vielleicht.*

Andere junge Männer betreten den Saal. Ich nehme Jeans und Sportjacken wahr. Weitere Rucksäcke. Handys, Turnschuhe auch.

**08:15** Erneut fällt mein Blick durch die Glastüren hinaus auf die Gänge, die den Bahnhof, die Gleise und zwei Stadtquartiere zusammenbringen. Die Zahl der Passanten hat sich wieder erhöht, es ist Viertel nach acht. Die Züge, die das Land zwischen Nordost und Südwest in beiden Richtungen durchqueren, kreuzen sich jeweils um Viertel nach im Bahnhof von Biel. Wenig später fährt der Interregiozug in Richtung Hauptstadt.

**08:25** Zehn Minuten später sind nur noch vereinzelt Menschen zu sehen. Ohne Eile spazieren sie durch den Bahnhof. Welch ein Unterschied im Vergleich zu den hastigen

Massen ein, zwei Stunden zuvor! Auch im Wartesaal ist es auffällig ruhig. Wir sind nun zu dritt. Während die anderen beiden ihr Handy bedienen, mache ich mir Notizen in mein dickes Schreibheft.

## II. Kapitel

**08:30** Im Wartesaal folgt eine Stunde der anderen. Es ist halb neun. *Kurzes Innehalten beim Tanz zwischen Dunkelorange und Türkisgrün.*

Der Raum wirkt inzwischen freundlich und hell. An die Stelle morgendlicher Hektik ist ein Gefühl der Entspannung getreten, friedliche Ruhe breitet sich aus. *Vergessen sind all die Stunden, denen das nächtliche Dunkel eigen war.*

An der Südwand des Saals dringt das Tageslicht durch drei Fenster und die alte doppelflügelige Tür. Dahinter liegt ein glasüberdachter Gang.

Als der Bahnhof Biel im Frühjahr 1923 eingeweiht worden war, hatte sich dieser schmale Durchgang zwischen Bahnhofgebäude und hochgelegtem Gleisfeld noch unter freiem Himmel befunden. Sein Glasdach war erst später hinzugekommen – so, wie manches in Biel »etwas später« erfolgte, wenn es um die Eisenbahn ging.

In zahlreichen Ländern Europas, aber auch in den Vereinigten Staaten Amerikas oder in Russland war das Verkehrsmittel des neunzehnten Jahrhunderts in den 1830er Jahren eingeführt worden. Die Schweiz hingegen kam erst 1847 zu einer ersten eigenständigen Eisenbahnlinie, und noch länger mussten die Bieler warten: Ihr

Anschluss an das Bahnnetz erfolgte 1857, wobei die neue Verbindung nach Solothurn führte und nach Herzogenbuchsee.

Der erste Bieler Bahnhof war ein provisorischer Holzbau am damaligen Stadtrand gewesen, unweit vom heutigen Zentralplatz entfernt. Dieser Standort hatte sich allerdings bald als Planungsfehler erwiesen: Um neue Bahnlinien bauen zu können, brauchte es eine Verlegung der Anlage in Richtung Südwesten – ein weiteres Stück vom Zentrum entfernt. So entstand 1864, nur sieben Jahre nach der Eröffnung des ersten Bahnhofs, nahe dem heutigen Volkshaus und dem Hotel Elite der zweite Bahnhof der Stadt.

Und wiederum sollte es nicht lange dauern, bis auch dieser Standort den Anforderungen eines modernen Bahnbetriebs nicht mehr entsprach.

Noch vor der Jahrhundertwende kam es zur Diskussion neuer Projekte und schließlich entschied man sich für einen Personenbahnhof mit hochgelegten Gleisen, dessen Planung man 1910 in Angriff nahm.

Es ist halb neun. Nach und nach verlassen die Gäste den Raum. Zum ersten Mal seit meiner Ankunft befinde ich mich für eine Weile allein.

Jetzt erst beginne ich die Zeit zu spüren. Sie dehnt sich, ihr Takt ist langsamer als vorhin zwischen sechs und acht in der Früh. Zu Unrecht glauben wir, die Zeit schreite kontinuierlich voran. Doch vielmehr ist es so, dass Stunden, Tage und Jahre manchmal ganz langsam verstreichen, geradezu zögerlich, still – und ohne dass sich dabei etwas

merklich ereignet –, bis irgendwann ein Zeitsprung erfolgt und die Gegenwart mit einem Satz wieder eingeholt wird.

Als 1916 die zuständigen Behörden beschlossen hatten, für den geplanten Bahnhof einen Fassadenwettbewerb auszusprechen, stand die europäische Baukunst an einem Wendepunkt. Seit Jahrzehnten schon waren zukunftsorientierte Architekten auf der Suche nach neuen Ausdrucksformen. Moderne Materialien wie Stahl, Glas oder Eisenbeton sollten zusammen mit einem Bild klarer Linien das Industriezeitalter verkörpern und Ersatz bieten für das klassische Vokabular früherer Bauten mit Ornamenten und Bauplastik.

In Biel setzten 1916 die eingereichten Vorschläge für die Fassade des neuen Bahnhofs allerdings noch ganz auf die monumentale Wirkung klassizistischer Bauten mit Säulen, Risaliten und Giebeldreieck.

Auch die Bieler Architekten Moser & Schürch, die den Wettbewerb für sich entschieden, hatten ein repräsentatives Gebäude entworfen. Es lag zentral in der Achse der künftigen Bahnhofstrasse und glich mit seinen symmetrischen Flügeln einer historischen Schlossanlage mit Ehrenhof. Zudem erinnerte der Haupteingang mit seinem Giebel und den dorischen Säulen an die Front eines antiken Tempels.

Dieses Symbol für Eroberungen hätte zwar zu einer Zukunftsstadt passen können, und auch die großen Fenster hinter den Säulen oder die Uhr im Dreiecksgiebel wirkten damals modern. Doch aufgrund des nicht enden wollenden Ersten Weltkriegs verzögerten sich die Bauarbeiten, und irgendwann hatte der Zeitgeist den Bahnhofsentwurf überholt.

**08:35** Müde vom frühen Aufstehen gehe ich ein paar Schritte im Saal auf und ab. Danach setze ich mich in die Nähe des Fensters und richte von dort aus die Augen auf meinen vorherigen Platz.

An der Wand, vor der ich fast zweieinhalb Stunden gesessen habe, *tanzen inmitten einer zartgrünen Wiese voll winziger Blumen die Stunden im Kreis. Vierundzwanzig junge Frauen in Lebensgröße, gekleidet in bunte Gewänder – je nach Uhrzeit in anderer Farbe –, stehen, schreiten oder hüpfen im Uhrzeigersinn. Im Hintergrund des streng symmetrischen Reigens steht auf einer Anhöhe eine antike Tempelruine mit dorischen Säulen, und am Horizont zeigt sich in Form eines Streifens das tiefblaue Meer.*

Ein junger Mann mit Wollmütze betritt den Saal. Er hat einen Rucksack dabei und hält in der Hand ein Mobiltelefon. Bereits zum vierten Mal kommt auch der Militärmützenmann durch die Tür, der zwei Stunden zuvor mit seiner afrikanischen Handymusik den Raum in Feierlichkeit tauchte. Ich werde ihn Kwadwo nennen, den An-einem-Montag-Geborenen. Bei jedem seiner neuerlichen Eintritte erkennen wir uns wieder – zeigen uns beide zunehmend irritiert darüber, uns stets von Neuem hier vorzufinden.

Kwadwo wirft mir einen unsicheren Blick zu, durchquert den Saal und verlässt ihn umgehend durch die zweite Tür.

Im Frühjahr 1923 waren die Bauarbeiten des Bahnhofs endlich zum Abschluss gekommen. Doch das errichtete neuklassizistische Gebäude stammte aus einer Epoche, die längst dem Untergang geweiht war. Gleich in der Nähe manifestierte sich wenig später eine gänzlich erneuerte Baukultur.

Kurz nach der Fertigstellung des neuen Bahnhofs hatte die auf Fortschritt bedachte rote Stadtregierung begonnen, ein modernes Bahnhofsquartier zu planen. Die neuen Büro- und Wohngebäude sollten nüchtern verputzt und weitgehend frei von Ornamenten sein. Die zu Bändern gefassten Fenster hatten die Horizontale zu betonen. Attikageschosse und Flachdächer mit Eisengeländern verliefen auf derselben Höhe und weit auskragende Betonvordächer mit Glasbausteinen schützten über dem Erdgeschoss die breiten Bürgersteige, damit die Massen selbst bei Regen flanieren und die Auslagen in den Schaufenstern bestaunen konnten.

Angesichts dieses zukunftssträchtigen Viertels, das ab 1930 entstand, war der dritte Bahnhof mit seiner Tempelfassade erneut zu spät.

**08:40** Um zwanzig vor neun herrscht im Wartesaal reges Kommen und Gehen. Ständig öffnen sich die beiden Türen, gehen danach wieder zu. Wie auf den Wandbildern dreht sich scheinbar alles im Kreis. Gibt es bei alledem einen Anfang, ein Ende, einen Höhepunkt? Um den »Studentanz«, das erste und größte der vier raumhohen Bilder, genauer betrachten zu können, stehe ich erneut auf.

*Der Reigen gleicht einer Zeigeruhr mit vierundzwanzig Stunden, die oben in der Mitte zu zählen beginnt. Die grüngraue Mitternacht legt die Arme um ihre beiden Nachbarinnen – die nächtliche Elf und die Eins. Alle drei halten die Augen verschlossen und schlafen stehend, ganz still.*

*Die erste Stunde trägt eine Krone und neigt sich freundlich der Mitternacht zu. Stündlich wandeln sich fortan die Farben der Kleider. Ein grünliches Grau wird blaugrau und schließlich tiefblau wie das Meer.*

*Um zwei kommt die blaugraue Allegorie des Todes zu ihrem Auftritt: Gesenkten Hauptes treibt sie mit ihrer Sense die Stunde Drei vor sich her. Zum Boden gerichtete Blicke, von weiten Kapuzen verdeckt. Erst die vierte Stunde hebt den Kopf, blickt zum Himmel empor.*

*Um fünf Uhr endlich tritt in aufrechter Haltung die Hoffnung aus dem Schatten der Nacht. Entschlossen bewegt sie sich – zehn dunkel gekleidete Stunden hinter sich lassend – auf den Morgen zu. Ihr blauviolettes Kleid ohne Ärmel lässt den Frühling erahnen; ein Anker des Glaubens, der Zuversicht auch, wiegt leicht in der Hand.*

Während die Realisierung des dritten Bahnhofs zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mehrere Jahrzehnte beansprucht hatte, waren für die Ausschmückung seiner Innenräume nur wenige Wochen eingeplant. Die Eidgenössische Kunstkommission hatte zwar schon im Herbst 1921 einen Wettbewerb für die Dekoration in Erwägung gezogen und hierfür im Januar 1922 die Baustelle besucht. Dennoch legte die eigens gegründete Sonderkommission das Verfahren erst im Februar des Folgejahrs fest.

Am 8. März 1923, rund zwei Monate vor der geplanten Eröffnung des Bahnhofs, lud sie sechs Maler ein, binnen zweier Wochen einen Vorschlag für ein Wandbild einzureichen. Es handelte sich dabei um einen der ersten staatlichen Kunstaufträge seit dem Ersten Weltkrieg und um eine Seltenheit im Bahnhofskontext.

Insgesamt galt es, drei Räume für zahlungskräftige Kunden mit »passenden Figuren oder Landschaften« auszuschnücken: die beiden »Bahnhofbuffets« für die Fahrgäste der zweiten und dritten Klasse und den Wartesaal für die

Reisenden der ersten und zweiten Klasse. Ein weiterer Wartesaal für die Gäste der dritten Klasse blieb ungeschmückt.

Für die Dekoration des Wartesaals hatte die Kunstkommission einerseits den am Bielersee lebenden Maler Ernst Geiger eingeladen, andererseits Philippe Robert aus Biel selbst.

Die Entwürfe der beiden Künstler hätten unterschiedlicher nicht sein können. Während Geiger eine nüchtern-zurückhaltende Wanddekoration vorgeschlagen hatte, die zur Architektur des Bahnhofs passte, unterbreitete Robert die Idee für ein großflächiges Wandbild in kräftigen Farben: Sein »Studentanz« zeigte vierundzwanzig im Kreis angeordnete Frauenfiguren, die im Uhrzeigersinn tanzten und allegorisch die Stunden des Tages verkörperten.

Thematisch schien der Vorschlag von Philippe Robert wie gemacht für einen Wartesaal. Dennoch hatte der Maler ein Motiv ausgesucht, das ihn seit Langem beschäftigte. Schon Jahre zuvor hatte er großformatige Bilder von im Kreis tanzenden Mädchen geschaffen: einen Reigen unter blühenden Kirschbäumen als Symbol des Frühlings und der Fruchtbarkeit etwa, oder Allegorien von Stunden des Tages und Stunden der Nacht.

Interessant war auch Roberts Begleitschreiben bei der Wettbewerbseingabe, das auf die anderen Wände des Saals einging. Sie sollten in einem grünlichen Farbton gehalten sein und zudem wie der »Studentanz« von einer dunklen Bordüre gerahmt werden, welche sich mit einer Schablone kopieren ließ. Ferner erwähnte der Maler, dass die beiden leeren Wände – sofern man sie nicht für Reklamen nutze – mit je einem weiteren Bild geschmückt werden könnten.

Es sollte nicht lange dauern, bis deutlich wurde, was er mit diesem Hinweis bezwecken wollte.

**08:55** Es ist kurz vor neun. Im Unterschied zu den frühen Morgenstunden betreten nun hauptsächlich Frauen den Saal. Sie haben Einkaufstaschen dabei und nehmen für fünf, zehn Minuten auf einer der Holzbänke Platz.

Unter dem »Studentanz« sitzt eine junge Frau neben einem Einkaufstrolley. Freundlich lächeln wir uns zu. In ihrem mauvefarbenen Kleid passt sie perfekt zum gemalten Reigen direkt über ihr – *insbesondere zur Stunde sechs, die in einem Gewand in der Farbe der Malve mit offenen Armen den Tag begrüßt. Frühe Morgenstunden, dem Mittag entgegenschreitend – später dann Abendstunden, dem Schlaf zugewandt.*

Der goldfarbene Schleier der Frau auf der Sitzbank bedeckt ihr dunkles Haar, und ein glitzernder Schal schmiegt sich sanft um den Hals. Die Frau wirkt entspannt. Sie blickt erst in den Raum und dann auf ihr Handy, das in einer golden schimmernden Hülle aus Kunststoff steckt. Dem Gerät entweichen Stimmen in einer mir unbekanntem Sprache. Die Frau erhebt sich, zieht mit ihrem Trolley an mir vorbei, blickt erneut freundlich in meine Augen und sagt lächelnd: »Adieu!«

*Und dann beginnen die Stunden zu tanzen. In zunehmend kurzgeschnittenen Kleidern hüpfen die Mädchen über eine besonnte Wiese – Arme, Schultern und Beine entblößt und Bänder und Blumen im lockigen Haar. Braunorangefarben und türkisgrün sind die Gewänder des frühen Morgens, orange und heiter jene um neun, und die späteren dunkelgelb,*

*goldgelb und hellgelb – bis zur Mittagsstunde in blendendem Weiß. Am helllichten Tage reichen sich Mädchen zwischen neun und fünfzehn die Hände, während eine hellrosafarbene Blumengirlande über ihren Armen liegt. Alle Figuren wirken befreit und gehen auf Zehenspitzen, berühren wie Engel den Erdboden kaum.*

**09:10** Seit über drei Stunden verbringe ich meine Zeit im Wartesaal. Stickig und abgestanden riecht inzwischen die Luft. Ich gehe zum Fenster, bewege den alten verchromten Espagnoletten-Handgriff, öffne die Fensterflügel, lehne mich über die Brüstung und blicke hinaus in den hellen Quergang mit seinem Dach aus Glas.

Frische, leicht kühle Luft strömt in den Raum. Das Leben im Bahnhof – das Leben der Stadt – ist jetzt deutlich zu hören. Drinnen im Saal räuspert sich eine Stimme. Leise versucht eine Frau in ihr Handy zu sprechen, doch ihre ebenso raue wie hohe Stimme hallt laut durch den Raum. Auf einem Anrufbeantworter hinterlässt die Frau eine spanische Sprachnachricht.

In der Ferne ist erneut ein Quietschen zu hören. Bestimmt fährt oben, bei den Gleisen, soeben ein Zug in den Bahnhof ein.